



## **Die Entstehung persönlicher Beziehungen - Liebesbeziehungen als besondere Formen zwischenmenschlicher Beziehungen**

Verfasser:

Berlin, 18. Oktober 2006

**Stephan Ziron**

M.A. Soziologie  
7. Semester Nebenfach

Feurigstraße 19  
10827 Berlin  
[Mail@StephanZiron.de](mailto:Mail@StephanZiron.de)

*Humboldt Universität zu Berlin  
Institut für Sozialwissenschaften  
Philosophische Fakultät III  
Sommersemester 2006  
Seminar: Zum Verständnis sozialer Beziehungen  
Lehrveranstaltungsnummer: 53 081  
Dozentin: PD Frau Dr. Marina Hennig*

# Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung.....	Seite 1
2. Entstehung einer persönlichen Beziehung.....	Seite 2
2.1 Was sind persönliche Beziehungen?.....	Seite 2
2.2 Entwicklungsstadien und ihre Einflussfaktoren .....	Seite 3
3. Die Liebesbeziehung	
als besondere Form der zwischenmenschlichen Beziehung .....	Seite 8
3.1 Was sind Liebesbeziehungen?.....	Seite 9
3.2 „Kleine Geschichte der Ehe“.....	Seite 11
3.3 Moderne Ehe & nichteheliche Gemeinschaft.....	Seite 16
4. „Warum scheitern Ehen?“ oder „Was hält Paare zusammen?“ .....	Seite 19
5. Fazit .....	Seite 21
Literatur- und Quellenverzeichnis.....	Seite 23
Abbildungsverzeichnis .....	Seite 26
Erklärung .....	Seite 27

## 1. Einleitung

Liebe, Partnerschaft und Trennung gehören zu den beliebten Titelthemen einschlägiger Zeitschriften. Nicht nur so genannte „Frauenmagazine“ beschäftigen sich immer wieder mit diesen Themen. Auch andere Wochenzeitschriften und -zeitungen, wie DER SPIEGEL, FOCUS oder DIE ZEIT untersuchen in nahezu regelmäßigen Abständen, was es mit zwischenmenschlichen Beziehungen auf sich hat. Es äußern sich Paare, Singles, also Menschen ohne feste Partnerschaft, und Wissenschaftler, häufig Psychologen, zu den wohl intimsten Themen zweier Menschen. Ob es nun Erfolgsgeschichten langer, glücklicher Partnerschaften sind oder traurige Schilderungen einer zerbrochenen Ehe, welche mit der Scheidung ihr Ende fand. Es scheint immer wieder neue Erkenntnisse zu geben, welches dieses Themenspektrum in den Fokus der Medien rückt. Jedoch haben nicht nur die Printmedien zwischenmenschliche Beziehungen für sich entdeckt. Im Internet boomt das Geschäft mit der Partnersuche. Singleportale, wie [www.neu.de](http://www.neu.de) oder jenes von Internetanbieter Freenet erfreuen sich großer Beliebtheit. Und alle Plattformen haben eines gemeinsam: Sie bieten die Aussicht auf eine Partnerschaft, auf die Beendigung des Singlelebens. Das Prinzip ist ganz einfach. Nachdem ein persönliches Profil erstellt wurde, kann in einem Katalog nach selbst gesetzten Kriterien der Traumpartner oder die Traumpartnerin gesucht werden. Ob er bzw. sie gefunden wird und ob sich aus diesem schriftlichen Kontakt eine Beziehung, welcher Art auch immer entwickelt, unterliegt aber letztlich noch weiteren Kriterien als jenen, die in einer so genannten „Suchmaske“ eingegeben werden können. Ein persönlicher Kontakt von Angesicht zu Angesicht ist hierbei eventuell hilfreich. Folglich gibt es auch für diesen Fall ein Angebot. Aktionen, wie „Speed-“, „Blind-“ oder „Kochdating“ sind nur einige Beispiele für Veranstaltungen, bei denen sich Menschen kennen lernen wollen und sollen. Zwar belächeln viele Menschen diese Angebote, in der Branche geht man mittlerweile von einem Marktvolumen von geschätzten 76 Millionen Euro aus (vgl. HOCHSCHULE DER MEDIEN STUTTGART 2006). Ziel der Nutzer bzw. der Kunden ist und bleibt immer, einen Partner zu finden. Und dass sich mit diesem Bedürfnis Geld verdienen lässt, hat seit dem ersten Auftreten solcher Internetangebote Ende der neunziger Jahre. Auf der anderen Seite fühlt man sich in der Konsumentenrolle. Es wird bezahlt. Dafür wird künstlich die Gelegenheit bzw. ein virtueller Marktplatz geschaffen, um eine persönliche Beziehung zu einem anderen Menschen aufbauen zu können. Wenn nur ein Auftrag an eine solche kommerzielle Partnerbörse genügen würde, eine zwischenmenschliche Beziehung aufzubauen, gäbe es sicher viel weniger Menschen ohne Partner. Statistisch gesehen gelten 7,1 Millionen Männer und 8,7 Millionen Frauen in Deutschland allein stehend (vgl. STATISTISCHES BUNDESAMT 2006). Es spielen aber weitaus mehr Faktoren eine Rolle, ob sich eine zwischenmenschliche Beziehung

entwickelt oder nicht. Es ist letztlich doch nicht so einfach, den versprochenen „Traumpartner“ oder „Traumpartnerin“ im Katalog oder beim gemeinsamen Kochen kennen zu lernen. Da helfen vermeidlich sehr gute Kenntnisse der italienischen Küche bei Lichte besehen auch nicht.

In dieser Arbeit soll gezeigt werden, wie persönliche Beziehungen zwischen Menschen entstehen und welche Faktoren entscheidenden Einfluss auf ihre Entwicklung haben. Der Weg vom ersten Kontakt zweier Personen bis zur Liebesbeziehung als Sonderform und wohl intimste Art der Beziehungen soll nachvollzogen werden. Was Liebesbeziehungen aus soziologischer Sicht überhaupt sind und wie sich das Bild der Ehe entwickelt und gewandelt hat, wird beleuchtet. Ein kleiner kulturhistorischer Abriss über die eheliche Gemeinschaft soll dabei helfen. Neue Formen des Zusammenlebens und die moderne Ehe sind Ergebnisse des gesellschaftlichen Wandels. Wie sehen diese aus und was hat sich verändert? Die Tendenz der Scheidungsrate in Deutschland ist steigend. 2003 wurden ca. 43% der Ehen in Deutschland geschieden (s. Abb. 1). Warum und wie enden Partnerschaften? Welche Umstände führen zu einer Scheidung und was können Paare tun, um sie zu verhindern? Auch wenn nicht alle Fragen *en detail* in dieser Arbeit geklärt werden können, so soll jedoch der Werdegang einer intimen Partnerschaft bzw. Liebesbeziehung nachvollzogen werden.

## **2. Entstehung persönlicher Beziehungen**

### **2.1 Was sind persönliche Beziehungen?**

ARGYLE und HENDERSON definieren „Beziehungen“, „persönliche Beziehungen“ oder „Dauerbeziehungen“ als „regelmäßige soziale Begegnungen mit bestimmten Personen über eine gewisse Zeit hinweg“ (ARGYLE & HENDERSON 1990, S. 12). Gemeint sind damit jedoch keine oberflächlichen Kontakte, wie beispielsweise zur Verkäuferin, die mich beim Einkauf bedient. Vielmehr wird darauf hingewiesen, dass eine gewisse starke bzw. emotionale Bindung vorhanden sein muss, um von persönlicher Beziehung zu sprechen. Genauer gesagt, stehen „regelmäßige soziale Interaktionen über eine bestimmte Zeitspanne hinweg und mit der Erwartung einer gewissen Beständigkeit“ im Fokus (ARGYLE & HENDERSON 1990, S. 12).

Joseph P. FORGAS geht davon aus, dass Beziehungen unterschiedliche Dauer und Intensität besitzen. Sie entwickeln sich nach bestimmten Mustern und pendeln sich auf ein beständiges Gleichgewicht ein. FORGAS zeigt Stadien von persönlichen Beziehungen und deren Einflussfaktoren und bezieht sich dabei auf das allgemeine Modell (s. Abb. 2) LEVINGER und SNOEKS (1972) für die Änderung und Veränderung von Beziehungen. Für beide Forscher gilt das Ausmaß des Engagements der Partner einer Beziehung als wichtigster

Faktor und somit als Grundlage für die Entstehung und Entwicklung einer persönlichen Beziehung zwischen diesen. Die Soziologen gehen davon aus, dass sich alle Beziehungen zwischen zwei theoretischen Extremen des gegenseitigen Aufeinanderbezogenseins bewegen. „Gar kein Kontakt“ und „vollkommene Wechselseitigkeit oder Identität der Partner“ werden hier genannt. Im allgemeinen Modell werden folgende Entwicklungsstadien persönlicher Beziehungen unterschieden:

- (a) kein Kontakt
- (b) einseitige Wahrnehmung, bei der nur ein Partner sich des anderen bewusst ist
- (c) oberflächlicher, unpersönlicher Kontakt bzw. Interaktion und
- (d) Gegenseitigkeit, welche ein gewisses Maß an echter, tiefgehender Interaktion beinhaltet.

In Abbildung 2 sind Stadien, Personenkonstellationen und die Variablen, die bei persönlichen Beziehungen eine Rolle spielen aufgezeigt (vgl. FORGAS 1992, S. 203 f.) Diese einzelnen Entwicklungsphasen, sowie die wichtigsten Variablen persönlicher Beziehungen werden im Folgenden erläutert.

## **2.2 Entwicklungsstadien und ihre Einflussfaktoren**

Eine einseitige Wahrnehmung wird von LEVINGER und SNOEK als Beziehungen der Ebene 1 bezeichnet. Diese haben ein Minimum an Kontakt zur Voraussetzung, der nur von einem Partner wahrgenommen wird. Es findet keine wirkliche Interaktion statt. Diese Art von Beziehung bildet die Mehrheit unserer sozialen Beziehungen. Man könnte diese auch umgangssprachlich mit den Worten „vom Sehen kennen“ bezeichnen. Es findet keine Interaktion zwischen den Partnern statt. Vereinzelt können solche Beziehungen zu einer tiefen und engagierten Erfahrung werden, wie dies z.B. bei einer so genannten „Fan-Popstar-Beziehung“ der Fall ist. Allgemein ist zu sagen, dass sie kurz und oberflächlich sind und selten ein tieferes Engagement gezeigt wird. Dennoch ist dies aber der Beginn bzw. die Vorstufe einer engagierten Beziehung. Oberflächlicher Kontakt zwischen Partnern wird nach LEVINGER und SNOEK als Beziehung der zweiten Ebene bezeichnet. Er wird definiert als Beziehung mit minimalem persönlichem Kontakt. Die Beteiligung geschieht in streng vorgeschriebenen Rollen, wie etwa die des Kunden und des Verkäufers. Es sind aber auch „nicht-öffentliche“ Rollen möglich, wie Onkel und Tante. Im dritten Stadium der Entwicklung persönlicher Beziehungen steht die Gegenseitigkeit im Mittelpunkt. Nur auf dieser dritten Ebene besteht ein gewisses persönliches Engagement und Vertrautheit zwischen den Partnern. Der Partner wird als einmalig gesehen, verstanden und seine subjektive

Weltsicht geschätzt. Es herrscht eine Gegenseitigkeit bei Emotionen, Kognitionen und Verhalten. Fühlen, Handeln und Denken ähneln sich stark bei den Partnern. Dabei spielen Faktoren, wie Selbstenthüllungen, Ähnlichkeit von Einstellungen und Werten, sich ergänzende persönliche Bedürfnisse und gegenseitig geschätzte persönliche Eigenschaften eine entscheidende Rolle. Romantische Beziehungen sind besondere Kategorien dieser dritten Ebene persönlicher Beziehungen (vgl. FORGAS 1994, S. 203 – 207). Diese sollen in Punkt drei dieser Arbeit „Die Liebesbeziehung als besondere Form der zwischenmenschlichen Beziehung“ im Mittelpunkt stehen.

Die Merkmale des Menschen sind überwiegend Oberflächenmerkmale, die unmittelbar beobachtbar sind. Faktoren, wie beispielsweise Aussehen, Rollenmerkmale, Kleidung, verbale und nonverbale Signale, wie Lächeln, Augenkontakt und auffallende persönliche Eigenheiten haben großen Einfluss auf eine Reaktion des Partners. Ein entscheidender Faktor persönlicher Beziehungen ist auch die körperliche Nähe, welcher am weitgehendsten den Übergang von Ebene 0 (keine Beziehung) zu Ebene 1 (einseitige Beziehung) determiniert. In einer Untersuchung von SEGAL (1974) wurde die Belegung von Klassen- und Schlafräumen streng alphabetisch geordnet. Das Resultat zeigte, dass die Anfangsbuchstaben der Namen späterer bester Freunde im Alphabet eng beieinander liegen. Somit muss räumliche Nähe eine entscheidende Rolle bei der Freundeswahl spielen, obwohl sie mit der Entwicklung des Internets mittlerweile Konkurrenz bekommen hat. Durch Chats oder so genannte „Messenger“ ist der globale Aufbau einer Freundschaft möglich geworden. Diese sind aber hinsichtlich der gemeinsamen Aktivitäten stark eingeschränkt, weil sie auf Kommunikation beruhen. Ein anziehendes Äußeres bzw. körperliche Attraktivität haben großen Einfluss und ist der beste Indikator für Sympathie. Dieser bestimmt die Entwicklung der Beziehung von Ebene 0 über 1 hin zu Ebene 2. Körperliche Attraktivität hängt vor allem vom Betrachter ab, ist damit relativ. Es gibt keine unveränderbaren wissenschaftlichen Kriterien, wie dies z.B. bei gesellschaftlichen Schönheitsidealen in verschiedenen Epochen zu beobachten ist. Wichtige Filter persönlicher Beziehungen sind Ähnlichkeiten von Partnern. Ähnliche Einstellungen und Werte, sowie ähnliche soziale und demographische Voraussetzungen der Partner sind entscheidend. Menschen, die uns in Herkunft, Religion, Beruf, Status oder finanziellen Möglichkeiten ähneln, erregen eher Aufmerksamkeit. Dabei kann es aber auch bei einem oberflächlichen Kontakt bleiben. Dieser ist wahrscheinlicher als ein Kontakt zu Menschen mit verschiedenem sozialen und demographischen Hintergrund. Menschen, die soziale und demographische Ähnlichkeiten haben, müssen auch ähnliche Attraktivitätsstandards haben. Die Attraktivität spielt bei allen Ebenen und Variablen persönlicher Beziehungen eine entscheidende Rolle. Dies wurde in Experimenten, wie von

DION, BERSCHIED und WALSTER (1972), nachgewiesen. Den Probanden wurden Fotos gezeigt, die von ihnen nach ihrer körperlichen Anziehung eingeschätzt werden sollten. Gutes Aussehen schnitten nahezu auf jeder Dimension besser ab. Wobei hier gefragt werden müsste nach welchen Kriterien die Versuchsleiter zuvor gut und nicht gut aussehende Menschen selektiert haben. Diese Frage bleibt ungeklärt. Körperliche Attraktivität wird mit einer attraktiven Persönlichkeit in Verbindung gebracht. Attraktive Personen werden als glücklicher und kompetenter eingeschätzt. Ihnen werden zwar größere Heiratschancen, jedoch keine elterliche Kompetenzen zugeschrieben, weil die Vermutung nahe liegt, dass diese Menschen auf Grund ihrer Attraktivität häufiger ihre Partner wechseln. Gutes Aussehen werden bevorzugt behandelt und müssen weniger Verantwortung für Verfehlungen tragen. Bei einem Versuch von GOLDMAN und LEWIS (1977) sollten Personen am Telefon entscheiden, ob sie sich nach dem Gespräch mit dem Partner treffen möchten. Mutmaßlich besser Aussehende wurden auch ohne Sichtkontakt als kompetenter und liebenswerter eingeschätzt. Dies könnte möglicherweise damit zu tun haben, dass diese von Kind an die Erfahrung mit besserer und beständigerer Interaktion, und dadurch auch im Bereich der Kommunikation, gemacht haben. Ergebnisse von Experimenten ergaben, dass die Probanden ihre eigenen Persönlichkeitstheorien implizieren (vgl. FORGAS 1994, S. 208 - 213).

Körperliche Anziehung spielt offenbar für die meisten Personen eine große Rolle. Doch diese Hypothese hat auch ihre Grenzen. Wird Attraktivität als Mittel zum Zweck eingesetzt, werden diese Menschen schlechter bewertet. Die Ähnlichkeit der Einstellungen der Partner ist ein weiterer Faktor für die Entwicklung persönlicher Beziehungen. NEWCOMB (1961), sowie BYRNE (1971) fanden in Experimenten heraus, dass sich eher Freundschaften zwischen Studenten mit ähnlichen Einstellungen entwickelten. Auch unter extrem anspruchsvollen und stressreichen Bedingungen ist die Einstellungsähnlichkeit ein sehr guter Indikator für Freundschaften, wie GRIFFIT und VEITCH (1974) herausfanden. Sie untersuchten die Entwicklung von Beziehungen zwischen Probanden, die längere Zeit gemeinsam in einem Bunker verbringen mussten. Warum sind Ähnlichkeiten in den Einstellungen so wichtig? Eigene Ansichten und Glaubensannahmen werden vom Partner bestätigt. Eventuell ist die Anziehung zu Menschen, von denen wir wissen, dass sie anders denken, geringer. Der Filter der Einstellungsähnlichkeit ist in den frühen Stadien der Beziehung notwendig. Durch diese These wird eine Beziehung quasi vorhersagbar. Die Partner nähern sich durch gegenseitige Beeinflussung einander an. Ehepartner werden sich z.B. ähnlicher je länger die Beziehung dauert (BYRNE & BLAYLOCK 1963). Menschen suchen sich einen Ehepartner, der ihre Bedürfnisse befriedigt und sie in ihren Neigungen ergänzt. Die Komplementaritätshypothese von WINCH (1958) besagt jedoch auf der anderen Seite, dass gegensätzliche Einstellungen als

Mittel zur Befriedigung und Ergänzung von Bedürfnissen benutzt werden. Dies ist aber nur möglich, wenn sich eine Beziehung festigt. KERCKHOFF und DAVIS (1962) haben herausgefunden, dass für Paare, die unter 18 Monaten zusammen waren die Ähnlichkeitshypothese zutrifft. Paare, die länger als 18 Monate zusammen waren, bestätigten die Komplementaritätshypothese. Hiermit wurde die Hypothese, dass Filter für die Entwicklung persönlicher Beziehungen wichtig sind, bestätigt (vgl. FORGAS 1994, S. 200 – 217).

Im ersten Stadium sind vergleichsweise oberflächliche Charakteristika, wie ähnlicher sozialer und demographischer Hintergrund, räumliche Nähe und körperliche Attraktivität wichtig. Später festigen ähnliche Einstellungen die Bindung der Partner. Viel später dann wachsen komplementäre Bedürfnisse, die an ein zunehmendes Engagement gekoppelt sind. Kompetenz von Menschen wirkt ebenfalls anziehend auf uns. Kompetente, intelligente und fähige Menschen sind attraktiv. Dabei muss der Beobachter und Beurteiler keinerlei Vorteil aus der Kompetenz des zukünftigen Partners ziehen. Zu kompetenten Personen jedoch treten wir mit Ablehnung entgegen. Machen sie aber Fehler, lässt sie dies „menschlicher“ wirken. Vielleicht, weil sie uns dann ähnlicher sind. Dabei hat unser momentanes Selbstwertgefühl Einfluss darauf, welchen Menschen wir als Partner wählen. Sind wir niedergeschlagen und unsicher, wählen wir den vermutlich positiv reagierenden, stärkeren Partner. Selbstbewusste männliche Probanden ignorierten in einem Versuch eine unattraktive Frau und avancierten zu einer attraktiven und umgekehrt. ANDERSSON (1965) hat für 555 Eigenschaften einen Mittelwert für „Liebenswertheit“ errechnet. Besonders hoch eingeschätzt wurden Rechtschaffenheit und Ehrlichkeit, welche aber individuell unterschiedlich definiert wurden. An dieser Stelle sei auf das Problem hingewiesen, dass Menschen Begriffe für sich individuell definieren. Daher könnte man diesen Index in Frage stellen. Des Weiteren hat die Gegenseitigkeit einen großen Einfluss auf die Anziehung zweier Partner. Sie gibt quasi die nahezu universale Tendenz an, balancierten Beziehungen den Vorzug zu geben. Wenn uns jemand mag, weckt dies positive Gefühle in uns und wir bringen ihm Sympathie entgegen. Diese versichert uns wiederum die Sympathie des Partners. Wir mögen also diejenigen, die uns mögen und umgekehrt. Diese wechselseitige Anziehung wird kommerziell genutzt beim Verhältnis zwischen Verkäufer, also Bieter, der den „Marktplatz“ ermöglicht, und Kunde, also Nachfrager, der ein Gut (also Kontaktmöglichkeiten) auf dem Marktplatz nachfragen möchte. Die Reziprozität ist kennzeichnend für Ebene 1 und 2. Häufig mögen wir Menschen, die uns zunächst nicht mochten. Jemandem, der einmal unser Freund war, können wir mehr Antipathie entgegen bringen, als jemandem, zu denen wir nie eine gute Beziehung hatten. ARONSON (1976) bezeichnet dies als „Gewinn-Verlust-Effekte“. Er ließ Probanden



Bewertungen ihrer Person in unterschiedlicher Reihenfolge präsentiert. Der Versuchsleiter schätzte Probanden, die dies absichtlich bemerken sollten, entweder immer negativ oder immer positiv ein. Oder erst negativ und dann positiv (Gewinnbedingung) und erst positiv und dann negativ (Verlustbedingung). Die Probanden wurden dann gefragt, wie sympathisch ihnen der Leiter des Versuchs war. Anziehender war derjenige, der erst später zu positiver Bewertung fand (Gewinnbedingung). Unter der Verlustbedingung wurde er entsprechend unsympathischer eingeschätzt, als wenn er bei seiner zunächst negativen Bewertung blieb (vgl. FORGAS 1994, S. 220 f.).

CLORE, WIGGINS und ITKIN führten 1975 ein Experiment durch. Dabei wurde eine nonverbale Anziehung signalisiert. Bei einer Kalt-Warm-Abfolge wurde eine größere Anziehung festgestellt, als bei durchgängiger menschlicher Wärme auf den Beziehungsebenen 1 und 2. ARONSON (1976) stellte fest, dass die Anziehung im frühen romantischen Stadium einer künftigen Liebesbeziehung am größten ist und diese oft in späteren Stadien abnimmt. Wenn eine Ehe scheitert, nahm die Anziehung zu stark ab. Eine persönliche Beziehung wird jedoch durch Selbstenthüllungen gefestigt. Die Entwicklung der Beziehung bestimmt hierbei, in welchem Umfang die Partner sich einander offenbaren. Durch „von sich erzählen“ und zuhören wird die Beziehung vertieft. Der Prozess der Selbstoffenbarung unterliegt subtiler Regeln und Erwartungen. JOURARD (1966) entwickelte einen Fragebogen zur Selbstenthüllung. Er stellte eine Reihenfolge von Themen mit bestimmten Partnern ohne peinliche oder unangenehme Gefühle auf. Es ergab sich eine Hierarchie des „Enthüllbaren“. „Smalltalk-Themen“ werden zuerst besprochen, dann in einem sehr vertrauten Stadium persönliche, wie Geld, Körper und Sexualität. Die Fähigkeit zur Selbstenthüllung ist eine wichtige Voraussetzung für normale Anpassung. Männer offenbaren sich im Allgemeinen sehr viel weniger als Frauen. Dies könnte eventuell der Hauptgrund für größere Stress- und Krankheitsanfälligkeit sein. Bei Intensivierung des Kontakts offenbaren sich Menschen einander immer mehr. Werden Selbstenthüllungen aber zu schnell und zu einseitig, haben diese eine gegenteilige Wirkung, wie RUBIN (1973) herausfand. Enthüllungen auf einem mittleren Niveau erreichen die größte Sympathie. Dabei findet ein automatischer Bewertungsprozess der Partner statt. DAVIS (1976) entwickelte drei Strategien für Selbstenthüllungen:

- (a) Die Partner rivalisieren um die Kontrolle der Selbstenthüllung.
- (b) Es findet eine Kooperation zwischen beiden Partnern statt. Das gewünschte Intimitätsniveau wird nach expliziten Gesprächen festgelegt.
- (c) Einer der Partner übernimmt die Führungsrolle und ergreift die Initiative, wenn eine Steigerung des Enthüllungsniveaus angemessen erscheint.

Kulturelle Normen spielen hierbei eine wesentliche Rolle. Auch sexuelle und demographische Unterschiede und Bedürfnisse nach der oben erwähnten Reziprozität haben einen bedeutenden Einfluss. Der Prozess muss gesteuert werden. Die Fähigkeit intime Informationen über uns preiszugeben scheint eine psychische Notwendigkeit zu sein. Sie ist die unumgängliche Voraussetzung gesunder und geistig-seelischer Anpassung (vgl. FORGAS 1994, S. 221 ff.).

Jede Beziehung zeichnet sich durch ein bestimmtes Niveau von Engagement und Vertrautheit zwischen hypothetischen Extremen nicht vorhandenen Kontakts und vollkommener Gegenseitigkeit aus. Die Variablen, die diese Entwicklung beeinflussen ändern sich von Ebene zu Ebene. Soziale und demographische Ähnlichkeiten machen eine einseitige Wahrnehmung und einen oberflächlichen Kontakt überhaupt erst möglich. Sie sind sozusagen die Grundlage für die folgenden Ebenen persönlicher Beziehungen. Ähnlichkeiten erleichtern in jedem Stadium der Beziehung das Fortschreiten. Die körperliche Attraktivität eines Menschen ist am wichtigsten für die Umwandlung von einseitiger Wahrnehmung in einen oberflächlichen Kontakt - aber auch in langjährigen Ehen bleibt sie relevant. Für das Fortschreiten von persönlichen Beziehungen sind Einstellungsähnlichkeit, Komplementarität der Bedürfnisse, Kompetenz, positive persönliche Eigenschaften und Selbstenthüllungen entscheidend. Die Beziehungsentwicklung ist eine Abfolge komplexer Interaktionen, in denen die Partner sich kennen lernen und näher kommen. Jedes Stadium hat seine Hürden, die überwunden werden müssen, um die nächste Ebene der Beziehung zu erreichen. An einem bestimmten Punkt wird das Stadium erreicht, welches den Charakter einer dauerhaften Verpflichtung gegenüber dem Partner hat, wie es in einer Liebespartnerschaft, einer Ehe, oder einer besten Freundschaft der Fall ist (vgl. FORGAS 1994, S. 224 f.). Diese Formen persönlicher Beziehungen haben einen besonderen Stellenwert, was im folgenden Kapitel gezeigt werden soll.

### **3. Die Liebesbeziehung als besondere Form der zwischenmenschlichen Beziehung**

Die Liebe scheint ein letztes Mysterium der Menschheit zu sein. Auch und gerade deshalb untersuchen und analysieren sie Forscher unterschiedlicher Disziplinen weiter. In Punkt zwei dieser Arbeit kam zum Ausdruck, dass soziale Interaktion und Bindung schon seit Längerem in den Fokus der Wissenschaft gerückt sind. Es scheint aber nach wie vor verwunderlich, dass zwischenmenschliches Handeln wissenschaftlich nachvollzogen werden kann, das Gefühl der Liebe aber nicht. Es liegt vermutlich daran, dass Emotion ein Prozess darstellt, der aus vielen Komponenten unseres Körpers, im Wechselspiel mit der Psyche, entsteht. Bereiche der

Psychologie, Soziologie oder Biowissenschaften erforschen dieses von jedem Menschen doch in mindestens einer Hinsicht empfundene Gefühl. Es werden zwar Teilerfolge, vor allem von Hirnforschern, vermeldet. Jedoch ist der Bereich der Hirn- und Emotionsforschung noch sehr jung (vgl. [www.gehirnundgeist.de](http://www.gehirnundgeist.de) 2004). Da „Liebe“ eine sehr subjektive Angelegenheit ist, wird hier der Untersuchungsschwerpunkt nun auf soziale und sozialpsychologische Aspekte gelegt. Wie definieren Soziologen den Begriff der „Liebesbeziehung“?

### **3.1. Was sind Liebesbeziehungen?**

Das Empfinden von „Liebe“ gehört genauso wie „Wut“, „Trauer“ oder „Eifersucht“ in den Bereich der Emotionen. Nach einem Modell von SCHACHTER und SINGER (1962) bestehen sie aus zwei Komponenten. Der Mensch wird physiologisch erregt und reagiert kognitiv, indem die Erregung mit Hilfe verfügbarer Informationen im Gehirn als konkrete Emotion interpretiert wird. „Verliebtsein“ gehört nicht in das Grundrepertoire unserer menschlichen Erfahrungen. Der Mensch muss lernen, Reize der Liebe zu identifizieren und sie als Zeichen für diese Emotion einzuordnen. Dabei muss berücksichtigt werden, dass die Kultur, in der ein Individuum sozialisiert wird, einen entscheidenden Einfluss hat. So kann die Definition des Gefühls der Liebe in anderen kulturellen und zeitlichen Kontexten unterschiedlich sein. Im asiatischen Raum unterscheidet sich das Liebes- und Partnerschaftsideal vom abendländischen genauso, wie das Ideal des Mittelalters von dem unseres Jahrhunderts. Liebe ist also nicht nur ein Phänomen, was das Individuum als einzelnes betrifft, sondern auch ein gesellschaftliches. Romantische Liebe ist mit einem starken Bedürfnis verbunden, mit einer anderen Person zusammen zu sein. Man möchte ihr selbstaufopferungsvoll helfen, sehr eng vertraut sein und ausschließlich von ihr in Anspruch genommen werden. RUBIN (1970) entwickelte eine „Liebes“ bzw. „Sympathie“-Skala, die Liebe als Unterschied zu Sympathie definieren sollte. Die unverheirateten Probandenpaare sollten ihre Gefühle gegenüber ihrem „besten“ Freund, sowie zu ihrem Partner auf den entsprechenden Skalen angeben. Die Liebes-Skala misst das Bedürfnis nach dem anderen, die Sorge um den anderen und die Ausschließlichkeit und völlige Inanspruchnahme gegenüber dem Partner. Die Sympathie-Skala misst die vorteilhafte Einschätzung und Achtung der anderen Person, sowie die wahrgenommene Ähnlichkeit. Romantische Partner rangierten, wie erwartet, auf der Liebes-Skala höher als Freunde. Mit Liebe hängen Faszination, Ausschließlichkeit und innerer Rückhalt eng zusammen. Aber sie hat auch eine sexuelle Komponente, die reinen Sympathie-Beziehungen nicht anhaftet. Ausschließlichkeit oder Exklusivität ist eine weitere relevante

Komponente, die in einer rein auf Sympathie beruhenden Beziehung für gewöhnlich fehlt (vgl. ARGYLE & HENDERSON 1990, S. 125 f. / vgl. FORGAS 1992, S.231 f.).

Menschen können unterscheiden zwischen „romantischer“ bzw. „leidenschaftlicher“ und „kameradschaftlicher“ bzw. „freundschaftlicher“ Liebe. Die Liebesbeziehung im Gegensatz zur freundschaftlichen Beziehung ist ausgezeichnet durch „ein völliges ‚Ergriffensein‘ durch eine andere Person. Ein tief empfundenes Verlangen, mit der geliebten Person zusammen zu sein. Ein Gefühl der Unvollständigkeit ohne sie bzw. ihn. Häufiges Denken an die geliebte Person, sowohl in ihrer An- wie Abwesenheit. Trennung ruft häufig Gefühle echter Verzweiflung oder sehnlichen Erträumens der Wiedervereinigung hervor. Diese soll Gefühle euphorischer Ekstase oder des Friedens und der Erfüllung bringen“ (POPE 1980, S.4). WALSTER & WALSTER (1978) unterscheiden kameradschaftliche und leidenschaftliche Liebe. Eine freundschaftliche Liebe fußt demnach auf einer Zuneigung zu einer anderen Person, sowie auf einer tiefen Bindung zu dieser. Sie wird allgemein hin als länger andauernder und widerstandsfähiger gesehen, während eine Liebesbeziehung eher vergänglich sei. Liebesbeziehungen verwandeln sich nach einiger Zeit zu einer freundschaftlichen Liebe. Dennoch muss erwähnt werden, dass sich beide „Arten“ der Liebe nur leicht und gleichmäßig verändern bzw. verringern (vgl. ARGYLE & HENDERSON 1990, S.126 f.).

Wie gelangen Menschen nun vom Stadium des Verliebtseins zu einer langfristigen Paarbindung? Beziehungen können als progressiver Prozess betrachtet werden. Aus einigen gelegentlichen Verabredungen werden ernsthafte Rendezvous. Hierbei besteht „die Tendenz zu einer monogamen Beziehung mit einem einzigen Rendezvous-Partner und mit einem gewissen Maß gegenseitiger Verpflichtung“ (ARGYLE & HENDERSON 1990, S. 131). Diese kann zu einer festen Partnerschaft, Verlobung oder sogar Heirat führen. Beim Übergang von gelegentlichen Treffen zu einer Regelmäßigkeit verändert sich die Beziehung. Das Zusammensein beschränkt sich fortan nicht nur auf wenige Umgebungen und Situationen. Positive Emotionen nehmen zu und das Vertrauen zum Partner wächst. Damit ist eine Grundlage für Intimität geschaffen, aber auch das Potential zu Konflikten. Die Partner öffnen sich zunehmend und geben wechselseitig immer mehr von einander preis. Es findet verstärkt eine Selbstenthüllung statt. Haltungen und Wertvorstellungen werden verglichen, womit die Einstellungsähnlichkeit festgestellt wird. Nicht nur das Paar sieht sich als Einheit, auch Außenstehende tun dies. Mit dem wachsendem Gefühl von einer gemeinsamen Identität, verringert sich das Unsicherheitsgefühl hinsichtlich der partnerschaftlichen Zukunft. Paare beschreiben die Entwicklung ihrer Beziehung in vier Dimensionen. Die Liebe fasst den Bereich der Fürsorge für den anderen und das Bedürfnis nach ihm. Es besteht eine Bindung

und wechselseitige Abhängigkeit. Die zweite Dimension besteht aus negativen Dingen, wie Streit und Problemen. Es besteht in der dritten Dimension eine Ambivalenz aus Unsicherheit oder Verwirrung in den Gefühlen gegenüber dem anderen, eine Angst vor wachsender Verpflichtung oder dem Verlust der eigenen Unabhängigkeit. Die vierte Dimension einer Liebesbeziehung bildet der Erhaltungsaufwand. Hierzu zählen Diskussionen über die Beziehung, sowie Offenheit und Versuche, das Verhalten des anderen zu verändern. Es wurde festgestellt, dass Liebe und Konflikt als Merkmale einer Beziehung unabhängig und daher miteinander vereinbar sind. In früheren Stadien „stehen Aktivitäten zur Aufrechterhaltung der Beziehung mit Liebe, in späteren mit Konflikt im Zusammenhang“ (ARGYLE & HENDERSON 1990, S. 133). Drei Stadien durchlaufen gewöhnlich fast alle Paare. Anfänglich besteht eine große Begeisterung auf beiden Seiten. Dann folgt eine Phase der Ernüchterung und Entfremdung. Schließlich folgt die Verpflichtung, welche aber mit einem realistischeren Bild vom Partner eingegangen wird. Sie ist wahrscheinlich der wichtigste Teil einer Beziehung, ob freundschaftlich oder romantisch. Gestützt wird diese meist durch öffentliche Versprechen, Zeit, Geld, Eigentum und später eigenen Kindern. Loyalitätsversprechen nicht nur vor dem Traualtar, sondern auch privater Art zählen dazu und stärken die gemeinsame Identität, ebenso wie eine anhaltend positiv empfundene Balance von Kosten und Nutzen in einer Beziehung (vgl. ARGYLE & HENDERSON 1990, S. 131-134).

LEVINGER fasst die Stadien der Liebesbeziehung im Wesentlichen in drei Momente zusammen: Augenblicke intensiver Zuneigung, breite Bereiche von Verhaltensabhängigkeit und lange Dauer der Beziehung (vgl. LEVINGER 1980, S. 512). Er sieht bei der Entwicklung einer längerfristigen Liebesbeziehung in fünf Stadien: Anziehung, Aufbau, Weiterführung, Verschlechterung und Ende. Dabei muss angemerkt werden, dass eine Verschlechterung nicht unbedingt stattfinden muss. Auch das Ende einer Beziehung muss nicht die Scheidung der eingegangenen Ehe sein. Nicht umsonst wird immer noch in Kirchen mit der Formel „Bis dass der Tod Euch scheidet“ geheiratet. Trotz der hohen Scheidungsrate ist der Tod des Partners weiterhin der natürlichste Grund für das Ende einer Beziehung (vgl. FORGAS 1992, S. 234 ff.). Bevor wir jedoch zum Thema Trennung kommen, will die Geschichte der Ehe erst einmal erläutert werden.

### **3.2 „Kleine Geschichte der Ehe“**

Die Ehe wird heute oft aus einem biologischen bzw. psychologischen Blickwinkel gedeutet. Dies ist u.a. an unzähligen Veröffentlichungen im populärwissenschaftlichen Bereich zu sehen. Publikationen, wie beispielsweise „Männer sind vom Mars, Frauen von der Venus“

von EVATT (2005), sind Bestseller und finden also eine interessierte Leserschaft aller Couleur. Jedoch entstanden die verschiedenen Gesichter einer Ehe in den vergangenen Epochen aus politischen Entscheidungen. Das Ordnungsmuster Mann/Frau wurde bewusst von den Eliten gewählt, die mehrheitlich aus Männern bestanden, um Interessen durchzusetzen. Dadurch wurden Frauen in einer Ehe von ihren Ehemännern und dadurch indirekt von allen Männern abhängig gemacht. Nun haben Frauen in den letzten 50 Jahren einen großen Schritt in Richtung Selbstbestimmung und Unabhängigkeit getan. Emanzipation, Kind und Erfolg im Beruf sind nur zwei Säulen, die in den Mittelpunkt der gesellschaftlichen Debatte gerückt sind (vgl. SCHWARZ-SCHILLING 2004, S. 11-15). Als soziologischer Grundbegriff wird Ehe definiert als „eine verbreitete, jedoch kulturell und historisch stark variierende Institution zur Regelung der Sexual-, Lebens und Solidarbeziehungen zwischen erwachsenen (ehemündigen) Partnern“ (SCHÄFERS 2001, S. 51). Wie hat sich die Institution Ehe in der Geschichte entwickelt? Einzelne wichtige Stationen der Geschichte sollen helfen das Verhältnis von Mann und Frau in der Ehe aufzuzeigen.

Um zu verstehen, wo „Ehe“ eigentlich herkommt, muss ein Blick auf die Zeit vor diese Institution getan werden. Die Menschheit kam ca. 96 000 Jahre ohne die Ehe aus. Die soziale Ordnung in dieser Zeit, nämlich der Eiszeit, veränderte sich. Zunächst standen die Mutter- und Geschwisterschaft jeder familial-verwandtschaftlichen Institutionenbildung im Mittelpunkt. Die Annahme, dass das Gefüge aus Mann, Frau und Kind die natürlichste und ursprünglichste Organisationsform der Menschheit sei, ist nicht korrekt. Die kurze sexuelle Bindung einer Frau an einen Mann hätte zu einer umfassenden Gemeinschaftsbildung nicht ausgereicht. Bei einer durchschnittlichen Lebenserwartung von ca. 30 Jahren, verbrachten Kinder einen viel größeren Anteil ihrer Lebensphase bei ihrer Mutter, als es heute der Fall ist. Männer konnten Frauen nicht über Sexualität beherrschen. Dies war das wichtigste Resultat der Exogamie, bei der das Inzest-Tabu innerhalb der Sippe bestand und die Männer dazu angehalten waren, ihre Partnerinnen in benachbarten Sippen zu suchen. Frauen hingegen durften männliche Mitglieder anderer Sippen bei sich empfangen. Dies geschah aber unter Aufsicht und Zustimmung des Sippenältesten. Gesetze wurden natürlich, mangels absoluter Kontrollmöglichkeiten, auch missachtet. Besonders in der Spätphase der Sippe war dies der Fall. Generell war die Sippe aber für Frau und Kind ein sozial sicherer Ort als die Familie, die auf der sexuellen Beziehung von Mann und Frau, im Gegensatz zur Blutsverwandtschaft der Sippe, beruht. Die soziale Kerngruppe konnte durch sexuelle Leidenschaften nie in Gefahr gebracht werden, was für heutige Familien nicht gesagt werden kann, wenn Liebe und Lust enden (vgl. SCHWARZ-SCHILLING 2004, S. 17-22).

In der Zeit nach der Eiszeit erfand unbestritten die Frau den nicht durch Geräte technisierten Ackerbau (Beginn ca. 10 000 – 8000 v. Chr.). Sesshaftigkeit und der Anbau von Pflanzen waren Kennzeichen dieser Zeit, die der Frau einen Vorteil bei der Rangleichheit zwischen den Geschlechtern verschafften. Es folgten ca. 5000 Jahre, in der Frauen das Gemeinwesen bestimmten. Sie lebten auch geografisch gesehen im Zentrum. Dienste, die von Männern ausgeführt wurden, fanden eher peripher statt. Hier wären Sicherung der Stadt, Schutz vor Feinden oder die Jagd zu nennen. Die ehelose Stadt konnte in der Jungsteinzeit ein hohes zivilisatorisches Niveau und eine komplexe Organisation hervorbringen, die überwiegend von Frauen getragen wurde. Frauen entwickelten die Technik in der Stadt, Männer in den Jagdgebieten. Interessant daran ist, dass Frauen nach Einführung der Ehe nur noch ein eingeschränktes Verständnis für Technik haben. Es wird vermutet, dass Frauen ihre Neigungen und Fähigkeiten durch die soziale Entwicklung des Patriarchats verloren. Die ehelosen Gesellschaften der Vor- und Frühgeschichte hatten sehr unterschiedliche Sozialordnungen, Arbeitsteilungen und Riten. Frauen hatten aber immer einen ebenbürtigen Rang, in der Ackerbauperiode sogar einen höheren als ihre männlichen Sippenmitglieder. Die wichtigsten Merkmale waren: Ehelosigkeit, die selbstständige Verfügung über ökonomische Ressourcen und, dass Kinder der Sippe gehören (vgl. SCHWARZ-SCHILLING 2004, S. 27-56).

Krieg, der aus Versorgungsmangel entstand ist eine Erklärungsmöglichkeit für die Entwicklung des Patriarchats. In kritischen Lagen neigen wir dazu, Kompetenzen auf jemanden zu übertragen, der stärker ist, als wir selbst. So wurde auch die Führungskompetenz zu Beginn des Patriarchats an die körperlich stärkeren Männer abgegeben. Krieg kann also als Anlass dieser patriarchalischen Revolution genannt werden. Der Grund war der prinzipielle Wandel der Werte und Weltbilder. Das Ansehen der Männer wuchs schnell durch den Krieg und Frauen wurden Gefolgsfrauen. Fortan bildeten Männer die Elite. Die Bevormundung durch den Sippenältesten war beendet und sie gewannen an Ruhm durch die Befreiung des Volkes aus einer Notlage. Fähigkeiten, die der Mann hatte, wurden gesellschaftlich wertvoller. Seine körperliche Stärke, Kampfkraft, räumliche Orientierung und Lust am Wettbewerb wurden überlebenswichtiger für Mann und Frau. Die Heldenrolle, die Männer durch Siege erlangten, festigte seine Hierarchie um den Anführer herum. Es entstand ein Muster kulturell-religiöser Werte, die fremde Nachbarn abgrenzte und Krieg auslöste. Dennoch muss angemerkt werden, dass nicht wirtschaftliche Notlagen der Hauptgrund für einen Krieg waren, sondern eher das „Kämpfen für eine Sache“ bzw. für den „Stadtgott“. Die hierarchischen Prinzipien der Männergruppe auf die Gesamtgesellschaft war die entscheidende Neuerung. Die Gefolgschaftstreue zum Anführer war, im Gegensatz zur Stammestreue, neu. Sie wurde der Eckpfeiler der feudalen Ordnung, welche erstmals um

3300 v. Chr. bei den Eroberern Entfaltung fand. Sie wurden von den Sesshaften als Götter verehrt. Dadurch entstand zum ersten Mal eine wesensgemäße Ungleichheit, welche nicht nur materiell, sondern auch spirituell begründet ist. Herrschaft war also eine Folge des Krieges, wobei nicht nur andere kontrolliert werden mussten, sondern auch die eigene Gemeinschaft (vgl. SCHWARZ-SCHILLING 2004, S. 61-66).

In unserer europäischen Region wurde das Patriarchat ab ca. 700 n. Chr. endgültig durchgesetzt. Die Frau war dem Mann unterworfen. Die Veränderung der Machtverteilung zwischen Mann und Frau ging einher mit der Einführung eines Wertegefälles. Über- und Unterordnung prägten das Denken in allen Beziehungen der Gesellschaft. Die Regel der Exogamie wurde umgekehrt. Die Männer wanderten nicht mehr zur Nachbarsippe, sondern die Frauen wurden zum „Wandern“ gezwungen. Das politische Motiv des „Bündnisses“ könnte ausschlaggebend dafür gewesen sein. Als Basis für einen Krieg war eine Sippe zu klein. Da Frauen Trägerinnen der Erbfolgelinien waren, dienten sie dem Aufbau und Erhalt von Blutbanden. Und da jeder einen Stammesangehörigen materiell unterstützen musste, solange er selbst noch etwas hatte, wurde eine Abhängigkeit geschaffen, die der Erhaltung einer großen kriegsfähigen Gemeinschaft diente. Durch den Frauentausch wurde die Frau enteignet und geriet in die ökonomische Abhängigkeit der über ihr stehenden Männersippe. Es muss darauf hingewiesen werden, dass spätere Heiraten und Ehen lange auf die Oberschicht beschränkt blieben. Männer ohne Vermögen durften in Deutschland erst ab 1918 heiraten (vgl. SCHENK 1995, S. 24). Das Patriarchat brauchte mehrere tausend Jahre sich durchzusetzen. Gründe dafür können nur in Spekulationen geäußert werden, da die Erforschung der vor- und frühzeitlichen Geschichte auf Grund der wenigen aussagekräftigen Funde sehr schwierig ist (vgl. SCHWARZ-SCHILLING 2004, S. 70-76).

Spätestens mit dem ritualisierten Geschlechtsakt zwischen Priesterin, als irdisches Abbild des Stadtgottes, und einem König, wird das Tabu der alten Ordnung gebrochen. Die Trennung von Sex und Macht ist damit beendet. Es findet sozusagen eine Machtübergabe durch einen sexuellen Akt statt. Von Ehe wird das erste Mal um 2460 v. Chr. gesprochen. Damit wird der Mann für die Gemeinde zum Wächter seiner Frau. Die Frau sollte nun den Mann fortan wie eine höhergestellte Person behandeln, sich sexuell beherrschen lassen und durch die Ehe kein Mitspracherecht mehr haben. Dies ist nicht nur auf den Ehemann bezogen, sondern auf alle Männer. Zurück geht diese Doktrin auf einen Erlass des Kriegsherrn Usurpators Urukagina. Der Scheidungskodex Hammurabis, welcher zwischen dem 15. und 11. Jhd. v. Chr. galt, untermauert das Argument, dass die Ehe als Institution zur Unterordnung der Frau geschaffen wurde. Die Frau geht danach nicht freiwillig die Ehe ein und muss daher



durch besondere Gesetze gehindert werden, sie zu verlassen (vgl. SCHWARZ-SCHILLING 2004, S. 81-83).

Im Wesentlichen veränderte sich nichts bis zum Feudalismus des 11. Jhd. n. Chr., in dem Minnesänger die außereheliche Liebe besingen. Familie, Kinder und Pflege des Hauses liegen ihnen fern. Die Zeit der Christianisierung bringt neben der Bekehrung von Anders- bzw. Nichtgläubigen eine Neuregelung der Erbteilungsregeln mit sich, die im Interesse der großen Feudalherren erlassen wurden. Die Frau wurde noch stärker finanziell beschränkt und die Straffung der Feudalordnung, die die Schranken zwischen hohem und niederem Adel betonte, wurde weiter vorangetrieben. Die Familie wurde zu einer Monarchie. Ohne Mitwirkung des Mannes konnte die Frau keine Geschäfte mehr abschließen und die Familie wurde durch die reine Abfolge von Männern bestimmt. Mit dem neuen Erbrecht haben also Hammurapis Gesetze auch Westeuropa erreicht. Frauen rächten sich mit Mordanschlägen auf ihre Gatten und die Angst der Männer vor der eigenen Ehefrau wuchs (vgl. SCHWARZ-SCHILLING 2004, S. 146 f.).

Die Entwicklung des Patriarchats wurde punktuell beleuchtet. Sichtbar wurde, dass die Scheidungsgesetze Hammurabis aus dem Nahen Osten nach Westeuropa gelangt sind. Das spätere neue Ideal der Liebeshe in der bürgerlichen Gesellschaft des 17. Jhd. erscheint erstmals in Frankreich und England. Politisch-gesellschaftlich aber wird diese Form der Ehe nach der französischen Revolution zur gültigen Konvention für die Elite. Die Standesheirat sollte durch die Liebesheirat unter Berücksichtigung von Regeln ersetzt werden. Eine neue Ordnung wurde etabliert. Erst im späten 19. Jhd. erhielten viele Männer der unteren Schichten das Recht auf Ehe. Personen ohne Vermögen wurde bis dahin kein Recht auf Ehe erteilt (vgl. SCHENK, S. 103). Eine eigene Frau zu haben, bedeutete ein weiteres Statussymbol zu besitzen. Die Frau musste zwar dem Mann gehorchen, sie konnte sich aber vorher, im Gegensatz zu früheren Zeiten, auch von einem Freund trennen. Dadurch gelangt die Ehe auch in der Unterschicht Popularität. In der Feudalzeit waren Ehepartner durch Stand und Vermögen ebenbürtig. Es sei angemerkt, dass dies oft die einzigen Voraussetzungen waren, die bei beiden Partnern gleich waren. Seit dem 19. Jhd. nun spielten diese Attribute eine geringere Rolle. Ein möglicher Aufstieg in der Gesellschaft sollte beim Mann durch Engagement und Tüchtigkeit voraussehbar sein. Die Frau sollte eine Mitgift, aber vor allem Würde, die sie durch Tugend erworben hat, beisteuern. Diese Tugenden ersetzten die Standeswürde. Zu nennen sind hier z.B. Frömmigkeit, völlige Selbstentäußerung, Anstand, Fleiß oder Bescheidenheit. Diese und weitere Eigenschaften machten aus einer Frau eine Ehefrau und Dame, die in der Gesellschaft angesehen war. Der Adel wird durch Tugend ersetzt, die durch Regeln des Anstands erworben wird. Dennoch wusste die Frau, dass aus Liebe in der Ehe

„Untertanliebe“ wird, welche analog zum Untertanideal der „Vaterlandsliebe“ der Männer steht. Dennoch hat die Liebesehe die hierarchische Ordnung nicht gelockert oder verändert (vgl. SCHWARZ-SCHILLING 2004, S. 158-165). Und wie sieht eine moderne Ehe aus? Gab es noch eine Entwicklungsstufe?

### **3.3 Moderne Ehe und nichteheliche Gemeinschaft**

Seit den siebziger Jahren sind zu der am weitesten verbreiteten Form der Partnerschaft, der Ehe, weitere Formen des Zusammenlebens hinzugekommen. Das Bild der Familie, die aus verheirateten Partnern besteht, die gemeinsam Kinder großziehen, existiert zwar immer noch. Aber zu diesem gesellschaftlich verbreiteten Entwurf von „Familie“ sind nichteheliche Gemeinschaften hinzugekommen. Auch gleichgeschlechtliche Partnerschaften und der Begriff des „Singles“ existieren erst seit verhältnismäßig kurzer Zeit.

„In der Partnerwahl und im Heiratsverhalten zeigen sich – vor allem bei Erstheiraten – durchaus noch traditionelle Züge. So folgt die Partnerwahl nicht nur der universellen Exogamierregel des Inzesttabus [...], sondern auch – mehr oder minder bewusst, zahlreichen Endogamierregeln“ (SCHÄFERS 2001, S. 54).

Das christlich geprägte Leitbild der Ehe scheint zurzeit an Bedeutung zu verlieren. Es vollzieht sich offensichtlich eine Deinstitutionalisierung, die die Orientierung und Legitimierung des partnerbezogenen Denkens und Handelns entkoppelt und sie in seine institutionellen Elemente aufzulösen scheint. Es entsteht eine Vielfalt an Optionen, die Raum schafft für Individualisierung und private selbstverantwortliche Gestaltung einer Ehe bzw. Partnerschaft. Dies erzeugt eine gesellschaftlich tolerierte Pluralisierung partnerschaftlicher Lebensformen. Es wurde ein genereller Verzicht auf die regulierende und legitimierende Funktion der Ehe ermöglicht. Es entsteht eine zunehmende Anzahl von vor allem verschiedengeschlechtlichen nichtehelichen Lebensgemeinschaften und getrennt lebenden Paaren. Dennoch hat die eheliche Partnerschaft nach wie vor einen hohen Stellenwert in der individuellen Lebensplanung und findet immer noch große Verbreitung in der Gesellschaft. Nichteheliche Partnerschaften werden häufig als Vorstufe oder Übergangsform zur Ehe gesehen, welche letztlich Legitimation zu einer Elternschaft zu verleihen scheint (vgl. SCHÄFERS 2001, S. 52).

Ulrich BECK wies mit dem Beginn der Individualisierungsdebatte auf eine Veränderung des Partnerschafts- und Familienbildes in der Gesellschaft hin. Danach werden kulturelle Parameter wie Klassenkulturen oder durch andere abgelöst bzw. aufgelöst. Individualisierung meint demnach als Folge der Entstehung moderner Gesellschaften „das

Zerbrechen traditioneller Lebensformen und die damit verbundene Herauslösung des Menschen aus normativen Bindungen, sozialen Abhängigkeiten, materiellen Versorgungsbezügen [und] die damit einhergehenden sozialen Konflikte, Chancen, Reintegrationsprobleme“ (BECK & BECK-GERNSHEIM 1994, S. 136). Der Einzelne muss seine Biographie selbst herstellen und hat keine sichernde Vorgabe mehr, z.B. durch traditionelle Bindungen. Seit den sechziger Jahren sind tatsächlich Veränderungen der Lebenslagen, Lebensstilen und Biografieformen in der Gesellschaft erkennbar. Die neu errungenen Freiheiten, auch bedingt durch die Emanzipation der Frau, haben eine starke Komplexität und Folgen von Entscheidungen sind weniger absehbar. Die Ansprüche und Selbstdefinitionen der Menschen legen auch die soziale Wirklichkeit fest. Durch die erlangte „Freiheit“ ergeben sich auch Freiheiten hinsichtlich der persönlichen Gestaltung einer Paarbeziehung. Die Ehe ist also kein fest verankerter Punkt mehr in einer modernen Biografie. Es vollzieht sich eine Ablösung und Auflösung von industriegesellschaftlichen Lebensformen. An die Stelle der Klasse, die gewisse gesellschaftliche Vorstellungen voraussetzt, tritt eine andere Art der Lebensführung und -gestaltung, die auf sozialstaatlichen Regeln beruht. Bei der Individualisierung versuchen die Individuen industriegesellschaftliche Sicherheiten durch andere zu ersetzen, was zu einer Inszenierung und einer Schaffung neuer Traditionen führt (vgl. BECK 1995, S. 185-195).

Die Ehe wird dabei aber teilweise als alte, aber nicht antiquierte, Tradition weitergeführt. Die moderne Ehe ist also einerseits von Individualisierung und modernen Biografieentwürfen der Partner, andererseits immer noch vom Bild zweier Ehepartner geprägt, die ein partnerschaftliches und legitimes Bündnis eingehen. Sozialwissenschaftler und Medien haben bereits vor ca. 30 Jahren das Ende der Ehe prognostiziert. Nicht zuletzt auf Grund der immer mehr ansteigenden Scheidungsrate und der stagnierenden Zahl der Eheschließungen. In der Gesellschaft findet man eine große Zahl von verschiedenen Lebensformen, welche akzeptiert werden. Der Single, also der Mensch ohne festen Partner, ist genauso wie eine homosexuelle Partnerschaft oder Wohngemeinschaften keine Seltenheit mehr. Trotz der hohen Zahl von Partnerschaften, die ohne einen Trauschein funktionieren, läuft diese Art des Zusammenlebens nach ca. 5 Jahren auf eine Ehe oder eine Trennung hinaus. Kinder spielen hierbei oft keine Rolle. Anscheinend ist die Ehe eher ein Ort für Nachwuchs, als eine nichteheliche Gemeinschaft. Die Partner führen selten einen gemeinsamen Haushalt und Frauen sind öfter beruflich stärker engagiert. Familiengründung basiert auf einer Heirat. Alternative Familienformen wie Kommunen oder Einelternfamilien setzen sich mehrheitlich nicht durch (vgl. WILLI 1978, S. 69). „Unter Bezug auf die Gesamtgesellschaft ist hingegen von einer ziemlich konstanten Bindungsbereitschaft

auszugehen. Sogar in den 20 Jahren der Nach-68er-Zeit haben stabile Partnerschaftsformen eher zu als abgenommen“ (KLEIN & LAUTERBACH 1999, S. 64).

Es gibt in der individualisierten und zunehmend globalisierten Welt keine gesellschaftlichen Vorgaben mehr, was Liebe bzw. Partnerschaft ist (vgl. BECK 1995, S. 194). Daher ist es nicht verwunderlich, dass Menschen nicht nur die Ehe als Partnerschaftsform wählen. Nichteheleiche Gemeinschaften hat es schon immer gegeben. Besonders in ärmeren Schichten oder bei bestimmten Personenkreisen, wie z.B. Künstler, wurde auf eine Heirat aus Gründen der Rechts- und Sozialordnung bzw. aus ökonomischen Gründen verzichtet. Im Gegensatz zu früheren Epochen, wurde diese Lebensform individuell gewählt und war überwiegend kinderlos. Dies ist aber kein schichtenspezifisches Phänomen. Vielmehr bestimmt das Alter der Personen die Wahl einer solchen Lebensform. In der Phase der Postadoleszenz finden sich mehr Partnerschaften dieser Art. Die Zahl der nichtehelichen Lebensgemeinschaften steigt in höherem Alter nur langsam (vgl. KLEIN & LAUTERBACH 1999, S. 37).

„Die Nachwuchssicherung hat vor der Partnerschaft nunmehr wieder, wie in der alten Haushaltsfamilie, primäre Bedeutung erlangt. Diese Akzentverschiebung ist Folge aber auch Ursache der Entstehung und Verbreitung des Systems ‚Nichteheleiche Lebensgemeinschaft‘“ (KLEIN & LAUTERBACH 1999, S. 45).

Der Wertewandel wird für die Entstehung und Etablierung nichtehelicher Gemeinschaften verantwortlich gemacht. Durch die Ausprägung bestimmter Bedürfnisse und der ökonomischen Wohlstandssteigerung, als Auswirkung eines veränderten Bildungssystems und Anpassung an das Erwerbssystem, nimmt die Zahl der Lebensgemeinschaften zu, die eine Alternative zur Ehe bilden. In Phasen der Unsicherheit bei Jugendlichen und in der Postadoleszenz werden nichteheliche Partnerschaften gewählt, weil sie flexibler und zeitlich unverbindlicher sind. Sie versprechen dennoch eine Erfüllung nach Kompensation durch ihre Emotionalisierung und Intimisierung. Bestimmte Lebensformen korrespondieren also mit bestimmten Lebensphasen. Gerade im Zuge der fortschreitenden Individualisierung und Globalisierung sind junge Menschen gezwungen flexibel für eine ökonomische Sicherung der Arbeitswelt zur Verfügung zu stehen. Den nichtehelichen Gemeinschaften wird ausschließlich die Regenerations- und Stabilisierungsfunktion ihrer Mitglieder zugewiesen. Die Ehe und die Familie hat primär die Funktion der Nachwuchssicherung inne. Durch eine gesteigerte Leistungsanforderung wurde die Ehe wieder in den engen Rahmen des Familiensystems eingebunden. Partner in einer nichtehelichen Gemeinschaft lassen sich die Möglichkeit der Selbstbestimmtheit offen. So ist es nicht verwunderlich, dass trotz hoher Scheidungsraten immer noch sehr viele der deutschen Ehen durch den Tod geschieden werden. Frauen und

Männer in nichtehelichen Gemeinschaften arrangieren sich zwar mit ihrem Partner, jedoch trennen sie sich durchschnittlich nach maximal sieben bis zehn Jahren oder überführen die Partnerschaft in eine Ehe (vgl. KLEIN & LAUTERBACH 1999, S. 39-51).

#### **4. „Warum scheitern Ehen?“ oder „Was hält Paare zusammen?“**

Ein Patentrezept zur Lösung aller Beziehungsprobleme bzw. zur Verhinderung einer Trennung gibt es bis heute nicht. Dennoch beschäftigen sich nicht nur so genannte „Beziehungsratgeber“ mit dem Thema, sondern auch die Wissenschaft. In diesem Kapitel sollen jedoch keine Ratschläge erteilt, sondern die möglichen Gründe für eine Scheidung anhand empirischer Untersuchungen aufgezeigt werden.

Die Trennung ist zurzeit wohl das größte Problem sozialer Beziehungen. In den meisten Ländern haben Scheidungen seit den sechziger Jahren stark zugenommen. Verheiratete Paare sind in vielen Bereichen an einander gebunden. Finanziell, materiell, emotional und sexuell sind die Partner eine Bindung eingegangen. Oft bilden sie mit gemeinsamen Kindern eine Familie. Durch diese Konstellation von Abhängigkeiten entsteht ein hohes Konfliktpotential. Die Mehrzahl der Verheirateten löst diese Probleme, jedoch zeigt die ansteigende Scheidungsrate in den westlichen Industriestaaten, dass dies nicht allen gelingt (vgl. ARGYLE & HENDERSON 1990, S. 198). Doch wo liegen die Ursachen für eine Scheidung?

Eine Untersuchung in Großbritannien stellte heraus, dass vor 1971 bei Scheidungen, die vom Gesetz angenommenen Gründe angegeben wurden. Hier sind Ehebruch, „böswilliges Verhalten“ und Grausamkeit zu nennen. Ehebruch war am häufigsten der Grund für eine Scheidung angegeben. Nach 1971 wurde vermehrt nach zwei bzw. fünf Jahren die Scheidung in beiderseitigem Einverständnis eingereicht. Grausamkeit wurde jedoch häufiger genannt, als vor 1971. Während 1900 41 % der Frauen sich von ihrem Ehepartner trennten, stieg die Rate bis zum Jahr 1981 auf 71 % an. Dabei wurde von jüngeren Frauen aus der Arbeiterschicht häufiger Grausamkeit angegeben, Männer gaben böswilliges Verhalten als Grund für die Trennung an. Es wurde festgestellt, dass mit zunehmendem Alter der Partner, böswilliges Verhalten häufiger angegeben wurde. 35 % gaben als konkreten Grund Untreue des Partners an. Es folgte mangelnder gegenseitiger Respekt, Gewalttätigkeit, Entfremdung und Alkoholabhängigkeit. Frauen forderten von ihrem Ehemann ein deutlicheres Zeigen von Emotionen. Ein etwas geringerer Teil der Männer verlangte dies auch von ihren Frauen. Da die Ehe eine intime und auf Dauer angelegte Beziehung ist, muss der Partner Ziele und Wünsche des Ehepartners mit seinen vereinbaren. Dadurch wird das Konfliktpotential weiter

vergrößert. Es wird des Weiteren erwartet, dass das Gefühl des „Verliebtseins“ aus der Zeit des Anfangs der Beziehung anhält. Verliebt zu sein gehört für Frauen, wie für Männer zu einem glücklichen Leben. Traditionelle Aufgaben in der Ehe, wie Elternschaft, Sexualität oder Finanzen, rangieren auf den hinteren Plätzen. Eine Ehe kann nicht nur durch offene Konflikte instabil werden, sondern auch durch persönliche Erwartungen an sie. Dazu zählen Selbstverwirklichung, Beruf oder Anerkennung. Sie belasten die Beziehung von innen heraus, wenn sie nicht befriedigend genug erfüllt werden. Solange diese Erwartungen außerhalb der Ehe erfüllt werden, belasten sie die Partnerschaft weniger. Was in der Ehe bemängelt wird ist nahezu schichtspezifisch. Während sich Angehörige der Arbeiterschicht bzw. Personen mit geringerer Schulbildung eher über körperliche und seelische Misshandlungen, Alkoholismus, Untreue, sexuelle Probleme, mangelnde Unterstützung und zu häufiges Zeitverbringen des Partners mit Freunden beklagen, erwähnen Angehörige der Mittelschicht bzw. Personen mit besserer Schulbildung wenig gemeinsame Interessen, verschiedene Wertauffassungen, Rollenkonflikte zwischen Frau und Mann, fehlenden Familiensinn, zu wenig Kommunikation oder Verständnis sowie zuviel Engagement im Beruf. Das Heiratsalter in der Arbeiterschicht ist niedriger als in höheren. Früh geschlossene Ehen sind jedoch scheidungsanfälliger. Ehepartner unter 20 Jahren heiraten oft auf Grund einer Schwangerschaft. Das Scheidungsrisiko dieser so genannten „Muss-Ehen“ ist doppelt so hoch, wie für Ehen, die zwischen dem 20. und 25. Lebensjahr der Partner geschlossen wird. Wird eine Elternschaft also verschoben, kann eine Ehe junger Partner weniger riskant sein. Junge Ehepartner unter 20 Jahre, die aus Schwangerschaftsgründen geheiratet haben, gehören also zur Risikogruppe für Scheidungen (vgl. ARGYLE & HENDERSON 1990, S. 200-206).

Jack DOMINIAN (1981) geht von drei Phasen des Zerfalls einer Ehe aus. Die ersten fünf Jahre der Ehe bilden die erste Phase. Wenn hier die grundlegenden affektiven Bindungen nicht fest durch soziale, emotionale, sexuelle und geistige Bande etabliert wurden, ist die Beziehung bereits instabil. Probleme bestehen in den Bereichen der Kommunikation, der Konflikte und dem Ausdruck von Zuneigung zwischen den Partnern. Hinzu kommen schwierige Umstände des täglichen Lebens, wie Finanzen, Wohnung, Hausarbeit und weitere Aspekte der gegenseitigen Anpassung. Im Alter zwischen 30 und 50 Jahren spricht DOMINIAN von der zweiten Phase. Dies ist gewöhnlich der Zeitraum, wo Kinder aufwachsen. Der wichtigste Aspekt hierbei ist die Veränderungen auf der Persönlichkeitsebene. Die Ehepartner werden emotional unabhängiger, entwickeln mehr Individualität, Identität und stärkere Selbstachtung. DOMINIAN nennt zwei Gründe für das Zerbrennen einer Beziehung: Die Erkenntnis, dass es nie eine affektive Bindung gegeben hat oder eine bestehende Bindung zerfällt durch soziale, emotionale und psychische Wandlungen, die mit dem Wachstums des

individuellen Selbst in Verbindung steht. Die dritte Phase beginnt im Alter von ca. 50 Jahren. Die Kinder haben das elterliche Haus verlassen. Die Phase dauert bis zum Tod eines der Ehegatten. In diesem Stadium finden Ehen ein Ende, weil die affektivste Bindung bereits in der zweiten Phase verloren gegangen ist, die Partner während der gemeinsamen Jahre mit den Kindern jedoch zusammen geblieben sind. Am häufigsten ist aber die Erkenntnis, dass es niemals eine tiefer gehende Bindung zwischen den Partnern gegeben hat. In einigen Fällen wurden Probleme im Laufe der Beziehung nie gelöst, die von Anfang an bestanden (vgl. ARGYLE & HENDERSON 1990, S. 206-208).

Würden Ehen länger andauern, wenn Paare die oben genannten Forschungsergebnisse bei ihrer Entscheidung für eine Heirat einfließen ließen? Jürg WILLI geht davon aus, dass der Mensch ein ökologisches Wesen ist und sich „als Beziehungswesen begreift, das in der Auseinandersetzung mit Mitmenschen seine Kräfte entfaltet und strukturiert, das in Beziehungen seine Identität findet und seine Persönlichkeit entfaltet“ (WILLI 1991, S. 346). Die Liebesbeziehung ist für den Menschen die persönlichste Erfahrung, die er mit zwischenmenschlichen Beziehungen machen kann. Selbst gesellschaftliche Veränderungen haben darauf keinen Einfluss. Der Mensch sehnt sich in der Liebesbeziehung weiterhin nach Unendlichkeit und Unbegrenztheit. Dabei möchte er bedingungslos verstanden werden und in der Gemeinschaft verbunden sein. Die Hindernisse bei der Realisierung dieser sind teils gesellschaftlicher Art, beruhen aber auch auf der Natur des Menschen und seiner Komplexität. Partner schaffen sich eine gemeinsame Welt und prägen ihre persönlichen Geschichten und Lebensläufe gegenseitig. Liebe und gegenseitiges Verständnis genügen aber nicht für eine neue Lebensgemeinschaft mit einem neuen Partner, wenn die Scheidung vom anderen unvermeidbar war, solange die neue Lebenswelt des Geschiedenen nicht eine Qualität, eine Substanz und ein Gewicht besitzt, die der „alten“ Welt entgegengesetzt werden kann (vgl. WILLI 1991, S. 347 f.).

## 5. Fazit

„Die Wirklichkeit der Liebe vollzieht sich ihrem Wesen nach im Spannungsbogen zwischen symbiotischem Verliebtsein und Leiden an der Einsamkeit und dem Getrenntbleiben in der Liebe. Diese Spannung ist nicht zu beklagen [...], sondern bleibt die treibende Kraft der Liebe“ (WILLI 1991, S. 346)

Diese Arbeit hat einen Überblick gegeben über die Entstehung und den Verlauf zwischenmenschlicher persönlicher Beziehungen. Am Modell von LEVINGER und SNOEK wurden ihre Entstehung und ihr möglicher Verlauf erläutert (LEVINGER & SNOEK 1972). Die Attraktivität einer Person ist der einflussreichste Filter, der einen flüchtigen Kontakt zu einer wirklichen

zwischenmenschlichen Beziehung werden lassen können. Festzuhalten bleibt aber, dass Attraktivität individuell anders definiert werden kann und somit bisher, trotz einiger Versuche von Seiten der Wissenschaft, keine konkrete Liste von Eigenschaften bzw. Merkmalen, die einen Menschen attraktiv machen, erstellt werden konnte. Viele Menschen können zwar einige Kennzeichen nennen, die sie als attraktiv empfinden, nur müssen diese nicht mit anderen Meinungen übereinstimmen. Es wird allgemein hin oft von dem „gewissen Etwas“ gesprochen. Möglicherweise ist dies der Bereich, der noch nicht wissenschaftlich erklärbar ist, aber einen großen Teil unseres Empfindens gegenüber einem anderen Menschen ausmacht. Die Liebesbeziehung gilt als Sonderform zwischenmenschlicher Beziehungen. Soziologen unterscheiden zwischen „romantischer“ bzw. „leidenschaftlicher“ und „kameradschaftlicher“ bzw. „freundschaftlicher“ Liebe. Es wurde aufgezeigt, dass sich leidenschaftliche Liebe zu kameradschaftlicher Liebe entwickeln kann. Dies kann vor allem, wenn Paare länger zusammen sind, geschehen. Jeder Mensch wird irgendwann in seinem Leben einmal, in welcher Form auch immer, die Erfahrung mit dem Gefühl der Liebe machen. Soziologische Untersuchungen über Liebe stoßen aber an ihre Grenzen, weil dieses Gefühl nicht nur ein soziales Phänomen, sondern auch ein psychologisches ist. Deshalb versuchen Wissenschaftler der Sozialpsychologie beide Teilbereiche zu verknüpfen. Da die Hirnforschung jünger und damit noch nicht soweit fortgeschritten ist, wie die Gesellschaftswissenschaft, gestaltet sich die Suche nach dem Sinn und den Abläufen im Gehirn, wenn geliebt wird, schwierig. Möglicherweise ist dies auch der Grund, warum in diesem Forschungsbereich nur sehr langsam umfassende aktuelle Untersuchungen bzw. Publikationen zu finden sind. Es bleibt festzuhalten, dass sich laut Literatur anscheinend in 30 Jahren nichts Grundlegendes im Bereich der zwischenmenschlichen Beziehungen verändert hat. Liebe, Partnerschaft und Ehe gibt es schon sehr lange. Wie die Institution Ehe entstand, wurde kurz dargestellt. Ein kleiner kulturhistorischer Abriss über die eheliche Gemeinschaft sollte einen Bogen spannen zwischen Entstehen der persönlichen Beziehung, Entwicklung einer Partnerschaft hin zu moderner Ehe bzw. nichtehelichen Gemeinschaften. Dass es Veränderungen gegenüber dem klassischen Bild der Ehe gegeben hat, wurde im gleichnamigen Kapitel gezeigt. Um einen möglichst geschlossenen Überblick zu geben, schließt diese Arbeit mit dem Thema Trennung von Paaren. Mit dem Aufzeigen von Scheidungsgründen kann Paaren die Möglichkeit gegeben werden, zu erkennen, wo Probleme in einer Ehe liegen können. Mit der Benennung dieser ist im Umkehrschluss die Möglichkeit gegeben, mögliche Lösungen für eine Ehekrise zu erkennen. Dies ist nur möglich, wenn Paare aktiv mit einander kommunizieren und somit Konflikte gemeinsam zulösen. Dass Liebe für jeden immer noch ein individuelles Erlebnis ist, welches nur schwer wissenschaftlich erklärbar scheint, erhält dieser Lebenserfahrung letztlich den Status eines Phänomens der Menschheit.



## Literatur- und Quellenverzeichnis

ANDERSON, N.H. (1965), Averaging vs. additions as a stimulus-combination rule in impression formation. In: Journal of Experimental Psychology 70 S. 394-400, Washington D.C.

ANDERSON, N.H. (1973), Cognitive algebra: integration theory applied to social attribution. In: Advances in Experimental Social Psychology 7 S. 1-101, Washington D.C.

ARGYLE, M. & HENDERSON, M. (1990), Die Anatomie menschlicher Beziehungen. Spielregeln des Zusammenlebens, München

ARONSON, E. (1976), The Social Animal, San Francisco

ARONSON, E. & LINDNER, D. (1965), Gain and loss of self-esteem as determinants of interpersonal attractiveness. In: Journal of Experimental Social Psychology 1 S. 156-171, Washington D.C.

BECK, U. (1995), Die "Individualisierungsdebatte". In: SCHÄFERS, B. (Hrsg.) Soziologie in Deutschland. Entwicklung, Institutionalisierung und Berufsfelder, theoretische Kontroversen S.185-195, Opladen

BECK, U. & BECK-GERNSHEIM, E. (1994), Individualisierung in modernen Gesellschaften – Perspektiven und Kontroversen einer subjektorientierten Soziologie. In: BECK, U. & BECK-GERNSHEIM, E. (Hrsg.), Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften, Frankfurt a. M.

BYRNE, D. (1971), The Attraction Paradigm, New York

BYRNE, D. & BLAYLOCK, B. (1963), Similarity and assumed similarity between husbands and wives. In: Journal of Abnormal and Social Psychology 1 S. 659-663, Washington D.C.

CLORE, G.L., WIGGINS, N. & ITKIN, S. (1975), Gain and loss in attraction: attributions from nonverbal behaviour. In: Journal of Personality and Social Psychology 312 S. 706-712, Washington D.C.

DAVIS, J.D. (1976), Self disclosure in an acquaintance exercise. In: Journal of Abnormal and Social Psychology 33 S. 787-792, Washington D.C.

DION, K.K., BERSCHIED, E. & WALSTER, E. (1972), What is beautiful is good. Journal of Personality and Social Psychology 24 S. 285-290, Washington D.C.

DOMINIAN, J. (1981), "Major factors which contribute to marital breakdown", Oxford

ELGER, C.E. et.al. (2004), Das Manifest. Elf führende Neurowissenschaftler über Gegenwart und Zukunft der Hirnforschung. In: Gehirn&Geist 6/2004,  
<[http://www.gehirnundgeist.de/blatt/det\\_gg\\_manifest](http://www.gehirnundgeist.de/blatt/det_gg_manifest)>, Rev. 12.9.2006 13:16 Uhr

EVATT, C. (2005), Männer sind vom Mars, Frauen von der Venus, o.O.

FORGAS, J.P. (1992) Die Entwicklung persönlicher Beziehungen. In: Soziale Interaktion und Kommunikation S. 203-226, Weinheim

GOLDMAN, W. & LEWIS, P. (1977), Beautiful is good: evidence that the physically attractive are more socially skilful. In: Journal of Personality and Social Psychology 13 S. 125-130, Washington D.C.

GRIFFITT, W. & VEITCH, R. (1974), Pre-acquaintance attitude similarity and attraction revisited: ten days in a fall-out shelter. In: Sociometry 37 S. 163-173, Washington D.C.

HOCHSCHULE DER MEDIEN STUTTGART (2006), Singelmarkets. Singlebörsen im Internet. In:  
<[http://ma-projekt5.hdm-stuttgart.de/ss06/stud/14/?page\\_id=31](http://ma-projekt5.hdm-stuttgart.de/ss06/stud/14/?page_id=31)> Rev. 10.10.2006 17:47 Uhr

JOURARD, S.M. (1966), An exploratory study of body accessibility. In: British Journal of Social and Clinical Psychology 5 S. 221-231, London

JOURARD, S.M. (1971), Self-disclosure: An Experimental Analysis of Transparent Self, New York

KERCKHOFF, A.C. & DAVIS, K.E. (1962), Value consensus and need complementarity in mate selection. In: American Sociological Review 27 S. 295-303, Washington D.C.

LEVINGER, G. & SNOEK, J. D. (1972), Attraction in Relationships. General Learning Press, Morristown

NEWCOMB, T.M. (1961), The Acquaintance Process, New York

POPE, K.S. et. al. (1980), On Love and Loving, San Francisco

RUBIN, Z. (1970), Measurement of romantic love. In: Journal of Personality and Social Psychology 16 S. 265-73, Washington D.C.

RUBIN, Z. (1973), Linking and Loving: An Invitation to Social Psychology, New York

SEGAL, M.W. (1974), Alphabet and attraction: an unobtrusive measure of the effect of propinquity in a field setting. In: Journal of Personality and Social Psychology 30 S. 654-657, Washington D.C.

SCHACHTER, S. & SINGER, S.E. (1962), Cognitive and social psychological determinants of emotional state. In: Psychological Review 69 S. 379-399, Washington D.C.

SCHÄFERS, B. (Hrsg.) (2001), Grundbegriffe der Soziologie, Opladen

SCHENK, H. (1995), Freie Liebe, wilde Ehe, München

STATISTISCHES BUNDESAMT (2004), In: < <http://www.bpb.de/files/CVCATJ.pdf> >  
Rev. 7.9.2006 11:02 Uhr

STATISTISCHES BUNDESAMT (2006), Zahl der Woche vom 11. Juli 2006. 62% der allein stehenden Männer in Deutschland sind ledig,  
In: <<http://www.destatis.de/presse/deutsch/pm2006/zdw28.htm>> Rev. 07.09.2006 18:30 Uhr

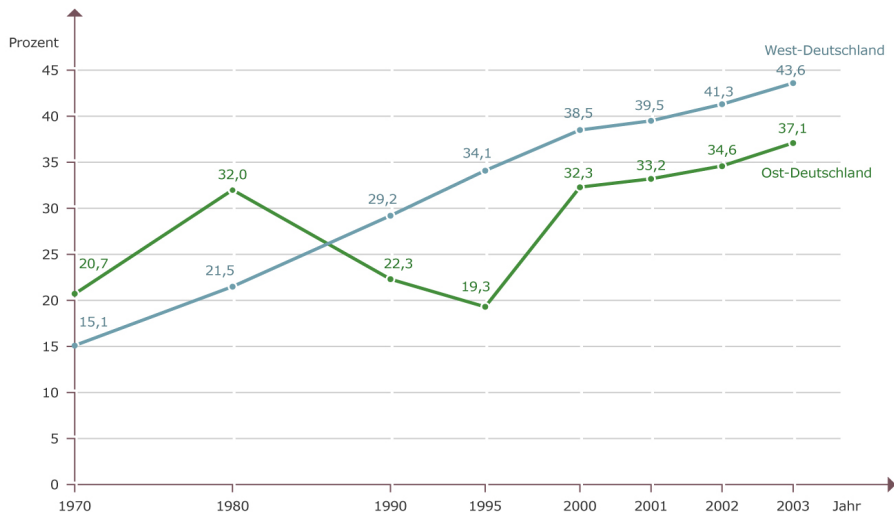
WALSTER, E. & WALSTER, G.W. (1978), A New Look at Love, Reading/Massachusetts

WINCH, R.F. (1958), Mate Selection: A Study of Complementary Needs, New York

# Abbildungsverzeichnis

## ■ Entwicklung der Scheidungsrate

In Prozent der Ehen, West- und Ost-Deutschland 1970 bis 2003



Quelle: Statistisches Bundesamt  
Stand: 11.2004

bpb © 2005 Bundeszentrale  
für politische Bildung

Seite 19

Abbildung 1: Entwicklung der Scheidungsrate

(Quelle: STATISTISCHES BUNDESAMT 2004) In: < <http://www.bpb.de/files/CVCATJ.pdf> >

Rev. 7.9.2006 11:02 Uhr

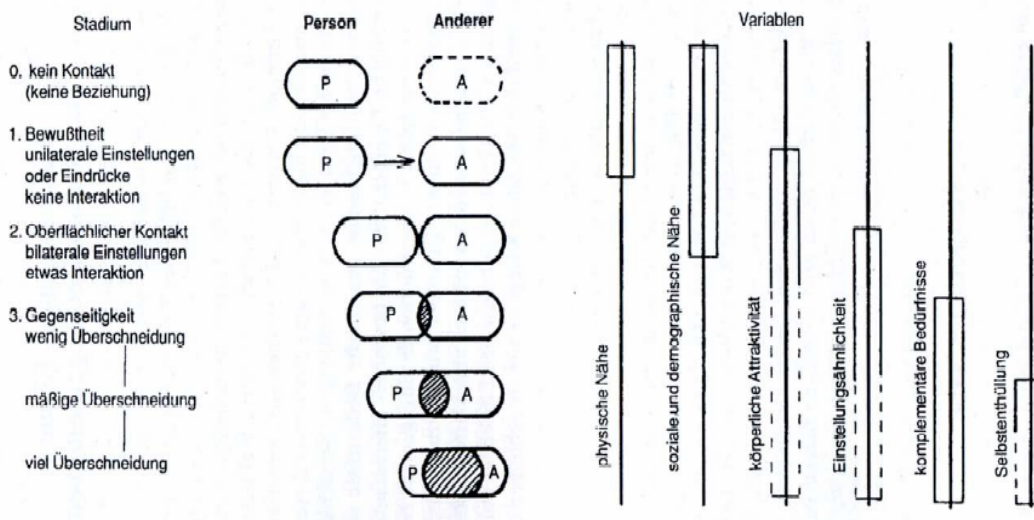


Abbildung 2: Ein Modell der Beziehungsentwicklung

(Quelle: LEVINGER & SNOEK 1972, S. 102) In: FORGAS 1992, S. 205

Ich versichere, dass ich die vorliegende Arbeit über das Thema „Die Entstehung persönlicher Beziehungen - Liebesbeziehungen als besondere Formen zwischenmenschlicher Beziehungen“ selbstständig verfasst und keine anderen Hilfsmittel als die angegebenen verwendet haben. Alle Stellen der Arbeit, die anderen Werken / Quellen wörtlich oder sinngemäß entnommen sind, sind unter Angabe der Quelle als Entlehnung kenntlich gemacht. Die Zeichnungen, bildlichen Darstellungen und Statistiken sind von mir verfasst, soweit nicht als Entlehnung gekennzeichnet.

Stephan Zibon